

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 90.

Samstag, 15. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(16. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blig.

(Nachdruck verboten.)

Mit ehrlicher Wärme sagte sie ihm Adieu und lud ihn für nächsten Montag wieder ein.

Draußen war es bitter kalt, und ein eisiger Nordwest trieb den Schnee durch die Straßen.

Er merkte nichts davon. Sein Kopf brannte ihm. Sein Blut jagte nur so durch die Adern. Mit lustigen, glücklichen Augen sah er in das Schneetreiben, das ihm wohlthuende Kühle brachte.

Er liebte diese Frau! Ja, ja, er liebte sie.

Sein Gefühl, sein Verstand, sein Alles sagte es ihm — er liebte sie mit der ganzen Kraft seiner jungen wilden Jahre.

Es war jene Liebe auf den ersten Blick! Er hatte sie gesehen und gleich war er ihr verfallen!

O Glück! O, du seliges, wonniges Glück!

Alles in ihm jubelte, alles in ihm war außer Rand und Bond; er hätte die ganze Welt umarmen können.

Wie im Taumel rannte er in den Klub.

Seine Freunde ahnten schon, woher er kam.

Ja, ja! Alles gab er zu! Allen nickte er zu! Er liebte sie! Wachten sie es doch getrost alle wissen!

Und dann ließ er auffahren, — jeder konnte essen und trinken, was und soviel er wollte, — ein richtiges Fest wurde gefeiert, — lustig, über alle Maßen lustig und fröhlich sollte es sein, — sie alle sollten teilhaben an seinem großen Glück.

Während den späten Abend hinein feierten und jubelten sie. Dann wurde ein solides, kleines Jeu arrangiert.

Natürlich bointierte er tapfer mit.

Aber heute hatte er kein Glück im Spiel. Wie sollte er auch. Hatte ihm doch das Glück der Liebe so selig, so wonnig gelächelt.

Als er kein Geld mehr bei sich hatte, hörte er auf und ging still und zufrieden nach Hause.

Von dem Tage an ging er umher wie ein Mensch, dem sein schönster Wunsch erfüllt worden war.

Nach wie vor tat er seine Arbeit, aber jetzt konnte es vorkommen, daß er oft die Feder hinlegte, über seine Bücher hinaus in die hellblaue Winterluft sah und glücklich seinen neuen Träumen nachging.

Sowohl seine Angehörigen wie auch Jensen merkten sehr bald, daß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen war; da er aber selber nichts verriet, fragte man ihn auch nicht nach dem Grund.

Nur die alte Mama nahm ihn einmal zärtlich auf die Seite und pochte leise an.

Und da umfakte er das Mammachen und sagte jubelnd: „Ich bin glücklich, liebste Mamma, so glücklich, daß es gar keine Worte sagen können!“ — Weiter deutete er aber auch nichts an.

Damit gab die alte Frau sich denn auch zufrieden. Sie ahnte wohl, was im Ganzen war, aber sie wollte geduldig warten, bis er sich erklären würde.

Wie waren ihm die Tage so hingeschlichen. Ewig dauerte es, bis der Montag da war.

Und pünktlich um fünf Uhr klingelte er wieder in der Bendlerstraße. Wieder empfing ihn die Gesellschaftsdame, und wieder fand er seine Golde rauchend in dem lauschigen roten Salon.

Heute begrüßte sie ihn bereits wie einen alten Freund des Hauses und reichte ihm kokett die Hand zum Kuß.

Wie berauscht war er und wohl fünf-, sechsmal drückte und küßte er die zarte, feine Hand, bis sie ihm lächelnd Einhalt gebot.

„Bardon, meine Gnädigste“, flehte er mit leicht bebender Stimme, „verzeihen Sie mir meine Willkür! Mein Enthusiasmus ging mit mir durch!“

Lächelnd drohte sie ihm nur.

Während er entdeckte er, daß sie heute neue Steine trug, sowohl in den Ohrläppchen, als auch oben am Taillenschluß, — wundervolle, reine und klare Diamanten, eingefast von einem Kranz kleiner Türkisen.

Ganz begeistert und entzückt war er.

„So gefällt Ihnen der Schmuck?“ fragte sie leicht hin. „Ich habe noch mehr davon. Friedländer hat ihn zur Ansicht geschickt. Aber ich weiß noch nicht, ob ich ihn kaufen soll.“ Dann holte sie aus einem Schubfach ein elegantes Lederetui, in dem ein eben solches Kollier und zwei breite Armbänder funkelten und blitzten.

Wie geblendet war er von der Pracht. Ein Vermögen mußte das ja kosten! Und rüchhaltlos gab er sein Entzücken kund.

Sie aber sagte ganz ruhig: „So gefällt er Ihnen? Nun, dann werde ich ihn kaufen.“ Damit schob sie alles in das Schubfach zurück.

Und er dachte, wie reich muß sie sein, daß sie über so etwas so leicht hin disponieren kann.

Wieder führte sie das Gespräch mit leichter Eleganz auf andere Gebiete und wieder schwand die Zeit wie im Flug dahin.

Und während er lebhaft und angeregt sprach, machte er niemals ein Hehl daraus, daß er rettungslos in sie verliebt war, da sie aber nichts davon zu merken schien und da sie ihm nie mehr als lebenswürdige Aufmerksamkeit erwies, so getraute er sich nicht, ein Wort zu sagen, das seinen Zustand verriet.

Nach einer Stunde entließ sie ihn wieder.

Er war ein wenig enttäuscht; denn er hatte heute auf den ganzen Abend gehofft.

Das merkte sie. Und bitternd sagte sie: „Es kommen nachher Danksleute von mir, die sprechen nicht Deutsch, und es würde Sie doch nur langweilen. Ich bin lieber mit Ihnen allein. Also kommen Sie Mittwoch wieder, dann werden wir hier bei mir zusammen speisen und allein sein.“

„Ach“, küßte er ihr beide Hände und lief davon.

Als er durch die Reihe der anderen Zimmer ging, merkte er, wie der Diener in einem Nebenraume einen Spieltisch errichtete und Sekt in Eis stellte.

Sich da, dachte er, man feiert hier also kleine gemüthliche Feste! O, für so etwas schwärmte er doch auch! Da mußte er mal so leise anpöfen.

Wieder klopf er mit heißem Kopf durch die kalten Straßen und träumte sich prangende Luftschlösser zusammen.

Das stand bei ihm fest: am Mittwoch mußte er sich ihr erklären. Diesen Zustand des Zweifels ertrag er nicht mehr länger. So oder so.

Und am Mittwochabend trat er in großer Gala feierlich an. Er brachte ihr einen Strauß ganz wundervoller Camill-Rohan-Rosen, die ein kleines Kapital gekostet hatten.

Sie freute sich sehr darüber und drückte seine Hand wärmer und inniger als sonst, und schon nach wenigen Minuten sahen sie wieder in lebhafter und anregender Unterhaltung. Erst die Anfindigung des Dieners, daß das Diner beginnen könne, ließ sie aufstehen.

Als er sie zu Tisch führte, drückte er ihren Arm ein wenig fest an den seinen, und als sie ihn daraufhin lächelnd anblickte, bekam er einen roten Kopf, neigte sich schnell und küßte ihre Hand.

Redlich drohte sie ihm.

Bei Tisch sahen sie sich gegenüber.

Da auch Madame Leonie teilnahm, konnte er sich nicht ausschließlich seiner Angeboten widmen, und so hatte er Mühe genug, das reiche Tafelsilber und die seltenen Oräsideen zu bewundern; ein ganz erlesen raffiniert und doch vornehmer Geschmack hatte dies alles herrlich arrangiert.

„Guten Appetit!“ rief die Herrin, und das Mahl nahm seinen Anfang.

Kurt war voll von Begeisterung. Das war so etwas nach seinem Geschmack! In einem vornehmen Hause, an gutgedeckter Tafel, im Kreise eleganter Frauen und dazu delikate Speisen und wohltemperierte edle Weine, das war so das Leben, wie es ihm in seinen kühnsten Träumen vorkam. Ja, so konnte man die Welt mit ihrem Ungemach ertragen. Schon nach dem ersten Glas war man in gehobener Stimmung. Die Unterhaltung stockte nicht eine Minute. Und als dann der Sekt kam, stieg die Temperatur der Gemüter höher und höher, und feingeprägte Scherz Worte flogen hin und her.

Kurt war in geradezu selbiger Stimmung. In diesem Augenblick konnte er sogar vergessen, wie übel das Schicksal ihm mitgespielt hatte.

Den Kaffee nahm man im kleinen Salon. Er und die Gräfin allein.

Und als sie nun wieder beim traulichen Schein der verhängten Lampe saßen, da begann sein Herz plötzlich lebhafter zu schlagen: jetzt, jetzt mußte er sich erklären!

Wieder bediente sie ihn. Mit zierlicher Eleganz füllte sie seine kleine Tasse, legte ein Stück Zucker hinein und schob sie ihm zu; auch einen Pennessy kredenzte sie ihm und zuletzt kam natürlich die Zigarette.

Immer molliger fühlte sich Kurt. Draußen heulte der Sturm und wütete an den Wänden. Hier drinnen sah man behaglich und warm. Ach, das Leben war doch schön!

Und als er nun die schöne Frau da drüben so lustig und fröhlich plaudern hörte, ihre festen, blitzenden Augen sah, die blendend weißen Zähne bewunderte und diese Händchen, diese ganz einzig zarten Finger mit den rosigen Nägeln anstaunte, da schwand ihm der letzte Rest von Mühe und Bebergschung, und er nickte ihr näher und faßte nach ihrer rechten Hand.

Lächelnd, aber mit blitzenden Augen sah sie ihn stumm und fragend an.

Fester und inniger drückte er die Hand und mit bebender Stimme flüsterte er: „Ach, ich liebe Sie! Ich liebe Sie über alles! Sie müssen mein werden!“

Sie fuhr leicht zusammen, wurde ein wenig rot, aber sie entzog ihm die Hand nicht; mit blitzenden, leidenschaftlichen Augen sah sie ihn prüfend an.

„Ein Wort nur“, flüchte er mit heißem Atem, „ein einziges, kleines Wort nur!“

Aber sie sagte nichts. Nur mit Blicken sprach sie. Aber mit einem Blick, der ihn zur Raserei trieb.

„O, du Göttliche! Du Einzige! Du Herrliche! Ich bete dich an!“ rief er und umschlang sie mit festem Arm und küßte sie, daß ihr der Atem fortblieb.

Willenlos, glücklich, weltvergessen lag sie in seinen Armen. Sie liebte ihn ja auch. Sie hatte ihn ja vom ersten Augenblick an geliebt!

Lange, selige Minuten gingen so dahin.

Auf einmal kam ihr die Besinnung wieder. — Was tot sie denn? Wie konnte sie sich denn so vergessen? Wie konnte sie so schwach sein!? — Und leise entzog sie sich seiner Umarmung.

Er aber wollte sie noch halten mit Bitten und mit heißen, süßen Liebesworten.

Stumm und nachdenkend sah sie ihn an. — Sollte sie sich ihm offenbaren? Sollte sie ihm die Wahrheit sagen? — Minutenlang zögerte sie. — Nein, nein! es war unmöglich! Sie konnte es nicht!

„Morgen, komme morgen um fünf wieder“, flüsterte sie und huschte hinaus.

Und er, er taumelte hin zur Tür, durch die sie verschwunden war. Aber sie war verriegelt. Da rampte er fort und juchzte sein junges Glück hinaus in die kalte Winternacht. —

Stundenlang lief er umher im nachtdunklen Tiergarten.

Heute mußte er allein sein, ganz allein mit seinem Glück.

Erst gegen Mitternacht kam er zu Hause an. Und dann lag er noch stundenlang wach auf seinem Lager.

Noch immer befand er sich in so wahnsinniger Aufregung, daß an Schlaf nicht zu denken war.

Miles raste und tobte in ihm; wie im Taumel des Glücks, so trug seine Phantasie ihn weiter. Die tollsten Pläne brütete er aus; das Unfassbare wurde ihm in diesen Minuten zur Wirklichkeit.

Er, der Mann einer so schönen, feinen und so unermeßlich reichen Erbin!

War es denn nur möglich? Wie war das alles so schnell gekommen? Er ging in Gedanken zurück und vergangenwärtigte sich, wie er sie kennen und lieben gelernt hatte.

Und plötzlich fragte er sich: ja, was findet sie denn gerade an dir? Bei ihrer Position könnte sie doch ganz andere Ansprüche machen! — Aber sie liebte ihn oben, das war es, was sie zu ihm zog, wie er sie, so liebte sie ihn, — so hatten sie sich gefunden.

Gestern noch ein armer Bankbeamter, der von der Hand in den Mund lebt und nun der Bräutigam einer Millionärin, — wahrhaftig, so ein Ereignis konnte einem schon die Ruhe rauben.

Endlich, gegen Morgen erst, fand er ein wenig Schlaf.

Und am nächsten Tag lief er umher, wie einer, dem die Welt gehört. Für jeden hatte er ein Lächeln, für jeden ein heiteres Wort. Spielend und singend tat er alles. Sang und Klang doch auch in ihm alles! Frühling, jubelnder Frühling, mitten im kalten Winter!

Wieder nahm er einen Strauß der herrlichsten Rosen, die er bekam und brachte ihn ihr mit.

Und als sie ihm, strahlend wie ein junger Sommermorgen, lächelnd entgegentrat, schloß er sie so fest in seine Arme und drückte sie mit solcher Leidenschaft an sich, daß sie leicht aufschrie.

„O, Marianka, Marianka, ich bete dich an!“ Und er ersticke ihre Worte mit heißen, wilden Küßen, bis sie sich gewalttham seinen Armen entzog.

Glücklich, stolz, triumphierend wie ein Eroberer stand er vor ihr und streckte von neuem seine Hände nach ihr aus.

(Fortsetzung folgt.)



Die liebenswürdigste der Frauen
Wird immer auch die schönste sein.

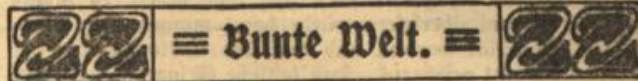
Reyerus.

Eine Erinnerung an die Ursprungszeit der deutschen Flotte in Alt-Berlin.

Recht unscheinbar, äußerlich recht wenig ihre Bedeutung verrathend, liegt am Hausvogteiplatz zu Berlin die Reichsbank. Sie soll jetzt durch einen tiefigen Erweiterungsbau, der sicherlich auch architektonisch unserer Zeit entsprechen wird, bedeutend vergrößert werden; zu diesem Zweck sind eine ganze Reihe von Häusern oder richtiger von Häuserblöcken angekauft, die nun, was niemand bedauern wird, der Spitzhacke zum Opfer fallen werden. Auch ein paar Gassen sollen dabei verschwinden; die Adlerstraße und Raules Hof, von deren Dasein sicherlich die meisten Berliner keine Ahnung gehabt haben. Aber Raules Hof — das erweckt die Erinnerung an die Ursprungszeit unserer herrlichen Flotte, an die Zeit der an der Ungunst der Umstände leider gescheiterten ersten Kolonisationsversuche. Schon zwei Jahre nach Beendigung des 30jährigen Kriegs plante der Große Kurfürst eine überseeische Unternehmung, um seinem Lande auswärtige Handelsbeziehungen zu erschließen; er kaufte von Dänemark das Fort Dansburg an der Koromandelküste, konnte die Sache aber aus Geldmangel nicht weiter verfolgen. Zudem hatte er auch übergenug zu tun, um sich in seinem eigenen Staat zu behaupten. Aber nach dem glorreichen Sieg bei Fehrbellin schien seine Hoffnung auf die Eroberung und den dauernden Besitz von ganz Pommern sich zu erfüllen. Doch die Schweden beherrschten die Ostsee; wie sollte man da die Seestädte Stettin, Stralsund, Greifswald, Wolgast u. a. mit Aussicht auf Erfolg angreifen, wenn man keine Kriegsschiffe besaß? Wie gerufen kam gerade damals ein holländischer Kaufmann, Benjamin Raule aus Middelburg, der sich anbot, dem Kurfürsten einige mit Kanonen bewaffnete Schiffe zu beschaffen und zu vermieten. Mit diesen versuchte man, freilich erfolglos, noch im gleichen Jahre 1675 die Festung Carlshurg im Herzogtum Bremen zu erobern. Im nächsten Jahre stellte Raule eine kleine Flotte von drei Fregatten mit zwanzig Kanonen und zehn schwächere Schiffe; sie störte die schwedische Schifffahrt aufs empfindlichste, kaperte eine Menge schwedische Handelsschiffe und sogar eine Fregatte von 22 Kanonen. Um seine Landoperationen von der Seeferse her noch wirksamer unterstützen zu lassen, nahm der Kurfürst 1677 eine weitere „Flottenvermehrung“ vor: Raule lieferte noch drei stark armierte Fregatten, und auf neugegründeten Schiffswerften (in Havelberg, Pillau u. a. O.) wurden Schiffe gebaut. Bei der Belagerung und Eroberung Stettins leistete diese Flotte die wichtigsten Dienste, nicht minder bei der Truppenlandung auf der Insel Rügen und der Einnahme der starken Festung Stralsund, die nicht einmal Wallenstein hatte nehmen können. Raule wurde durch einen sechsjährigen Vertrag als Marinedirektor verpflichtet, in den kurfürstlichen Häfen ständig sechs Fregatten von 20 bis 40 Kanonen sowie kleinere Schiffe völlig ausgerüstet und segelfertig bereitzuhalten; dafür erhielt er monatlich die stattliche Summe von 5000 Talern. Diese Flotte entfaltete eine rege, mutvolle Tätigkeit; so führte sie einen sehr wirksamen Kaperkrieg sogar gegen die übermächtige Seemacht Spanien durch. Es ist klar, daß sie nicht entscheidend eingreifen konnte; aber der Erlös aus den gewonnenen Preisen deckte doch die Kosten der überall Aufsehen erregenden Unternehmungen. Raule war unerschöpflich in neuen Plänen, die vom Kurfürsten nach Kräften gefördert wurden: der Hafen von Pillau wurde instand gesetzt und verbessert, Unterkunfts Häuser für die Matrosen wurden eingerichtet, die Werften vergrößert und neu angelegt.

Ein Generalkommerzkollegium, in dem auch je ein Kaufmann aus jeder Seestadt saß, hatte die Bestimmung, für den Seehandel in jeder Weise einzutreten, ihn zu schützen und auszuwehnen. Auf den Herings- und Walfischfang sandte man Schiffe aus. Aber Raule — und mit ihm Friedrich Wilhelm — strebte noch höher hinaus. Er wollte feste Stützpunkte (Flottenstationen könnte man sie nennen) für die Sicherung des Handels gewinnen und in ernsthaften Wettbewerben mit den seefahrenden Nationen treten. Der Kapitän Monk wurde deshalb 1681 nach der Küste von Guinea gesandt, wo es ihm gelang, mit den Negerfürsten einen Vertrag abzuschließen, nach dem sie den Kurfürsten von Brandenburg als ihren Souverän anerkannten, den brandenburgischen

Schiffen das Recht des alleinigen Handels einräumten und den Bau eines Festungswerks gestatteten. Daraufhin begründete der Kurfürst in Emden mit großen Vorrechten die afrikanische Compagnie, an der er sich selbst mit einer erheblichen Selbstsumme beteiligte. Emden wurde jetzt der Sitz der Admiralität unter Raule, dem der Kurfürst die aus 10 Schiffen von 40 bis 20 Kanonen bestehende Flotte 1680 für 100 000 Taler abkaufte. Der Major v. Gröben, dem wir eine genaue Beschreibung dieser Reise verdanken, wurde zur Durchführung des Vertrags entsandt; er legte das Fort Groß-Friedrichsburg an, neben dem im nächsten Jahr noch zwei kleinere Forts entstanden. 1685 stellte sich auch der König der Insel Arguin, an der Mündung des Senegal, unter brandenburgischen Schutz; ein früher holländisches Fort wurde neu aufgebaut. Aber nun regte sich die Eifersucht, namentlich der Holländer, in bedenklichem Maße. Der Kurfürst gewährte der Schöpfung Raules stets kräftigen Schutz, aber er starb bald, und nun war das Schicksal der mit so stolzen Hoffnungen und sichtlichem Erfolge arbeitenden Flotte besiegelt. Der Ober- und General-Marinedirektor Benjamin Raule, dem Friedrich Wilhelm ein Grundstück mit Haus in Berlin — eben Raules-Hof — sowie das Gut Friedrichsfelde als Anerkennung seiner Leistungen geschenkt hatte, mußte sich nach vielfachen Verdächtigungen und mehrjähriger Kerkerhaft mit einem Ruhegehalt nach Hamburg zurückziehen, wo er 1707 starb. Nun soll auch das Beste verschwinden, das seinen für die Geschichte unserer Flotte und unserer Kolonien bedeutungsvollen Namen bei der Nachwelt festgehalten hat.



Aus der Kriegszeit.

Aus den Jugenderinnerungen eines Fünfzigjährigen. Kürzlich ist aus verschiedenen Gegenden Westfalens, Hessens und Hannovers berichtet worden, daß man dort den von Verdun herüberschallenden Kanonendonner deutlich vernommen habe; der Südwestwind hatte den Schall so weit hingetragen. Von einem ganz analogen Fall, der sich vor 101 Jahren ereignete, wird in einem soeben bei Wilhelm Lange-wiesche-Brandt zu Ebenhausen bei München erschienenen köstlichen Büchlein „Jugend- und Heimats-Erinnerungen eines Fünfzigjährigen“ erzählt: Zwei ganz ungewöhnlich große und kräftige Landwirte, gewaltige Nimrode und Pfeffer, die auf einer hannoverschen Domäne hausten, hörten eines Tages auf der Jagd ein seltsames Rollen, das sie sich nicht erklären konnten. Als sie sich auf die Erde legten, war es noch deutlicher zu merken. Gewiß, so schlossen sie, sei irgendwo ein großes Erdbeben gewesen, denn das von Bissabon hatten sie noch in gutem Gedächtnis. Zwei Tage später aber erhielten sie die Aufklärung des Rollens, als die Nachricht von der großen Schlacht bei Waterloo eintraf. Mit anderen kriegerischen Erinnerungen beginnt der behaglich plaudernde ungenannte Verfasser seine Erzählung. Er war erst 5 Jahre alt, als in seine Heimat, das bergische Land, die siegreichen Soldaten 1871 aus Frankreich zurückkehrten. Einer der Heimkehrten, der nun seinen Schuhmacherschemel wieder einnahm, sollte dem kleinen Vuben die ersten Stulpenstiefel anmessen. „Als er“, so erzählt der Verfasser, „der ein Häne mit mächtigem blonden Vollbart war und den Krieg mitgemacht hatte, aus solchem Anlaß vor mir kniete, dachte ich mir, daß die Franzosen bei seinem Anblick gewiß einen rechten Schrecken gekriegt haben müßten, und nacheinander fragte ich ihn, wie viele er wohl totgemacht hätte. Da sah der Atefe aus seinen blauen Augen sehr ernst und fast unfreundlich zu mir auf und jagte, der Krieg sei etwas Entsetzliches, er habe seine Pflicht getan, aber darüber sprechen, das könne er nicht.“ Diese zurückhaltend schweigsame Art eines Mitkämpfers, der wirklich dabei war, ist ein sehr bezeichnender Zug, der uns häufig genug auch bei unseren aus dem Feld zurückkehrenden Feldgrauen begegnet. Aus den Aufzeichnungen seines Großvaters, eines Buchhändlers, gibt der Verfasser manche hübsche Betrachtungen und Erlebnisse wieder. Ein großes buchhändlerisches Unternehmen bereitete dem Großvater viel Sorge. Er hatte sich nämlich aus treuem Heimatsgefühl entschlossen, als Gegenstück oder vielmehr Ergänzung zu dem Ende der 80er Jahre erschienenen Werk „Das malerische und romantische Deutschland“, in dem merkwürdigerweise die westfälischen

Bänder nicht berücksichtigt waren, ein Buch „Das malerische und romantische Westfalen“ herauszubringen, zu dem sein Freund Freiligrath den Text schreiben sollte. Mit einem reichlichen Voranschau versehen, trat der Dichter seine monatelange Wanderung durch das Land der roten Erde an. Überall wurde er, der berühmte Mann, mit echt niedersächsischer Gastfreundschaft aufgenommen und gefeiert, was er sich mit größtem Behagen gefallen ließ, der Förderung seiner Arbeit aber keineswegs dienlich war. Die erste Lieferung des Werkes konnte zwar erscheinen, mehr aber war von Freiligrath nicht zu erhalten. Schließlich, nach mehr als dreiviertel Jahren, machte sich der Verleger auf, um dem Dichter mündlich ins Gewissen zu reden und womöglich wenigstens für eine Lieferung das Manuskript zu holen. In Unkel am Siebengebirge, wohin Freiligrath sich zurückgezogen hatte, um ruhig arbeiten zu können, begrüßten ihn vor des trankfesten Dichters Zimmertür ganze Batterien geleerter Weinflaschen und ein fröhlicher Lärm. „Eingetreten, sah er sich von der heitersten Gesellschaft empfangen: Der Dichter, ein paar literarische Freunde und Verehrer, Studenten aus dem nahen Bonn hießen ihn willkommen, und sogar Strolch, der Hund, schien über seinen Besuch erfreut. Man überschüttete ihn mit Liebenswürdigkeit, beglückwünschte ihn zu solchem Autor, und diesen zu solchem Verleger, jubelnd nahm man ihn in die Mitte, und fort ging's auf die Weinterrasse des Gasthauses, wo ihm sein Lieblingsstrank, eine Pfirsichbowle, angefetzt werden sollte. Auch dort ließ man ihn kaum zu Worte kommen: die paar goldenen Stunden sollten der Freude gehören, das Manuskript für die zweite Lieferung läge bereit, es müßte nur noch einmal überlesen, würde dann morgen oder übermorgen abgeschickt werden, und auch die Weiterführung der Arbeit wäre jetzt gesichert.“ Das festliche Gelage nahm einen immer fröhlicheren Verlauf. Freiligrath trug seine neuen Gedichte vor, heitere und melancholische Lieder wurden gesungen — und ehe er's dachte, kam die „Prinzessin Marianne“ in schönem Vogen herangeschwommen, die der Großvater bis Köln zur Heimreise benutzen wollte. Alle begleiteten ihn an die Landungsbrücke, die er leidlich festen Schrittes passierte, und winkten noch lange ihm nach, den die „Prinzessin Marianne“ stromabwärts in die Abendsonne trug. Und Rhein und Sonne, Wein und Lieder ließen seine Seele fröhlich sein, wenn ihm auch irgendwo eine Ahnung dunkelte, daß seine liebe Frau mit dem Ergebnis dieser Geschäftsreise nicht ganz zufrieden sein würde. Von Freiligrath traf das Manuskript nie ein; Levin Schüding hat mit Annette von Droste-Hülshoff das Werk zu einem erfreulichen Ende geführt.

Im Luftschiff über Paris vor 50 Jahren. Die folgende Schilderung eines Ballonaufstieges über Paris, den der deutsche Eisenbahn-Ingenieur Max Maria von Weber, Sohn des Komponisten Carl Maria von Weber, zur Zeit der Pariser Weltausstellung 1867 mitmachte, ist in der gegenwärtigen Zeit der überraschendsten Bewollkommnung und Leistungsfähigkeit unserer Luftfahrzeuge von umso größerem Interesse, als sie die Empfindungen eines Technikers in einem der ersten Luftballons wiedergibt, die den Flug in die Höhe wagten. In der Skizze, die von der Tochter des Ingenieurs von Weber, Maria von Willenbruch, im neuesten Heft der Deutschen Rundschau veröffentlicht wird, handelt es sich um den „Ballon Captiv“, den einer der ältesten bahnbrechenden Erfinder auf dem Gebiete des Flugwesens, Henry Giffard, auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1867 zum ersten Mal aufsteigen ließ. Der Hefelballon hatte 24 000 Kubikmeter Inhalt und vermochte 12—20 Personen zu tragen. Max Maria von Weber, der den Aufstieg als Begleiter Giffards mitmachte, war einer der Ersten, die in den Lüften über Paris schwebten. Nach eingehender Beschreibung des Ballons und der Fahrtteilnehmer schildert Weber das für die damalige Zeit überwältigende Abenteuer des Aufstieges: „Jetzt klappt die Tür zu — ein Signal — der Boden weicht uns unter den Füßen — denn die Maschine rückt den Ballon nieder, damit die Anker gelöst werden können, die ihn am Grunde festhielten — dieser Aufstoß ist die letzte Bewegung, die wir fühlen. — Von nun an schwebte der Ballon in majestätischer, planetarischer Ruhe im Äther — aber die arme Erde begann in die wildeste Bewegung zu geraten! — Der Arc de Triomphe, die Tuilerienruine neigten sich rasch gegeneinander und krochen schleunigst unter uns. Alle die Straßen und Boulevards und langen Avenuen

der sich immer mehr in einen Plan von Paris verwandelnden großen Stadt da drunten krummen sich empor. Immer skulpturanischer wird das Spielzeug, immer mächtiger, höher steigt der Horizont. . . Und jetzt liegt Paris da drunten, mit einem Blick zu umfassen, hohl in die Höhe gekrümmt wie in einer tiefen Schale, mit bläulichen, fernen Mäandern, an denen Dörfer, Horts, Villen wie angelebt hängen, an denen die Eisenbahnen wie glitzernde Fäden steilrecht emporklimmen. In tiefem Schweigen neigt die Gesellschaft der Gondel die Köpfe über das schwindelnde Tiefenbild; jede Hand hat ein Tau, eine Leiste angepackt, als gelte es sich festzuhalten. Tonlos ist auch die Tiefenferne — schon in der ersten Minute des Steigens ist die Musik drunten unhörbar geworden, nach fünf Minuten schwieg auch das Brausen der Stadt, dann klang noch ein tiefer Lokomotivenpfeiff verloren leise herauf, und dann war nur ein leises Säuseln der lauen Luft im Netz- und Tauwerk des Ballons, ein raschelndes Knattern von dessen Stoff noch das einzig Hörbare unter der gewaltigen, planetarischen Kugel, die mit uns zweitausend Fuß, viereinhalfmal so hoch wie der Turmturm des Straßburger Münsters, im blauen Äther schwimmend hing und deren Schatten sich einen Augenblick lang auf einem der leichten, tiefgehenden Wolken wacker zeichnete, die den Sommerhimmel durchsegelten. . . Noch schauten wir umher und empor, als unser Kondukteur das Signal zum Niedersteigen gab. Und wieder blieb unser mächtiger Ball, in majestätischer Ruhe in blauer Luft und Abendsonnenschein schwimmend, unbeweglich im Raume, aber — was war das? Langsam schob sich der Arc de l'Étoile, der bis dahin unbeweglich unter unserem unermeßlichen Horizonte geruht hatte, hinter das Netzwerk des Ballons, der Silberstreif der Seine begann sich wie ein Wurm zu winden — da kam wieder die Seine, und die Notre-Dame glitt unter uns. Dann tönte ein lauter Schrei in meiner Nähe, und eine der beiden Damen, die mit uns aufgestiegen waren, hatte die Hände vor die Augen gedrückt und sich auf den Boden der Gondel niedergeschmiegt. . . In der Tat war der Anblick der mit Klau, Kirchen, Palästen, Gärten, Stuppeln, rauchenden Schornsteinen, Tausenden von glitzernden Fenstern und der ganzen weitemweiten, grünen, mit Dörfern und Villen bedeckten Umgebung unter uns rasch und rascher rotierender ungeheurer Stadt ein über die Massen schwindelerregender, so daß auch die meisten Männergesichter die fatalen Blicke zu zeigen begannen, durch welche die erste Annäherung der Seekrankheit sich signalisiert, und jede Hand unwillkürlich das gepackte Tau oder die Barriere fester umschloß. Die Wirkung wurde noch stärker, als der Ballon sich der Erde näherte, — bis — jetzt — alles das im Nu, dunkel und stabil, mächtig wieder über uns emporwächst — und ein Ruck — fest auf dem Boden — alles still steht — und nur die ungeheure Kugel des Ballons über uns jetzt noch langsam, goldig angeleuchtet, im tiefblauen Himmel hin und her schwingt. . . Die Anker werden angelegt, die Türen der Gondel geöffnet.“

Singvögel als Nahrungsmittel in England. Daß man auch jenseits des Kanals nicht gerade einer Überernährung ausgefetzt wurde, ist schon längst eine bekannte und von den Engländern selbst, wenn auch unwillig zugegebene Tatsache. Während man es nach wie vor trotz aller Anstrengungen und Vorsichtsmaßnahmen nicht erreichen konnte, Deutschland dem von der Entente so heißersehnten Hungertode preiszugeben, sieht man sich im stolzen England gezwungen, von Monat zu Monat den Gürtel fester anzuziehen. Daß man aber in Großbritannien bereits in solchem Maße betreffs der Ernährungsfraße in Verlegenheit ist, daß selbst die Singvögel gebraten und gegessen werden, ist eine Neuuerung, deren Verfindung der „Times“ vorbehalten blieb. Wie aus einer an das Londoner Blatt gerichteten entrüsteten Zuschrift zu ersehen ist, hat die Bevölkerung von Norfolk es verstanden, die allgemeine Preissteigerung der Lebensmittel auszunützen, indem sie einen betriebsamen Handel mit eßbaren Singvögeln einrichtete. „Ich wende mich an Sie“, schreibt der vogelfreundliche Einfender, „im Namen Tausender Männer und Frauen dieses Landes, um gegen diese abscheuliche Einföhrung zu protestieren. In den größten und besten Nahrungsmittelläden im vornehmen Westend erblickt man zahllose für den Küchengebrauch gerupfte Singvögel zum Verkauf. Es wäre eine Schande für die Nation, wenn sie diesen Zuständen nicht mit allen Mitteln ein Ende bereitet und sich nicht lieber mit Einschränkungen zufrieden gibt, statt Zeisige, Rotkehlchen und andere Singvögel in aller Gemütsruhe zu verzehren.“